Zeitschrift: Bulletin CILA : organe de la Commission interuniversitaire suisse de linguistique appliquée

Herausgeber: Commission interuniversitaire suisse de linguistique appliquée

Band: - (1986)

Heft: 44

Artikel: Erfahrungen mit der Fremde

Autor: Kummer, Irmela

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-977951

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erfahrungen mit der Fremde
Fragen an Texte von Ausländern zum Thema: Fremd in der Schweiz...

1. Vorbemerkungen

Montesquieu lässt zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine kleine persische Reisegruppe durch halb Europa fahren, längere Zeit in Paris stationieren und ihre Eindrücke und Verwunderungen in Briefen aufnotieren.

Mit Erstaunen äussert sich beispielsweise der Perser Usbek über die Angewohnheit der Pariser Schöngeister, sich in den Kaffeehäusern über so höchst unwichtige Themen zu ereifern wie über einen alten griechischen Dichter, der bereits seit über zweitausend Jahren tot ist: «Par exemple, lorsque j'arrivai à Paris, je les trouvai échauffés sur une dispute la plus mince qu'il se puisse imaginer: il s'agissait de la réputation d'un vieux poète grec dont, depuis deux mille ans, on ignore la patrie, aussi bien que le temps de sa mort.» (36. Brief). Wie lächerlich diese Dispute, wo es so viel wichtigere Dinge auf der Welt gibt!

Sind es zunächst nur Auffälligkeiten des alltäglichen und gesellschaftlichen Lebens, die Erwähnung finden, so werden gegen Ende der Reise, die immerhin neun Jahre dauerte, auch die politischen Institutionen einer genaueren Prüfung unterzogen. Als die Reisenden schliesslich Paris verlassen, sind sie durchaus nicht mehr sicher, welche nun «die bessere der Welten» sei, die des Orients oder die des Okzidents.

Aus der Perspektive der Fremden gelingt es Montesquieu, das politische und kulturelle Klima Frankreichs kurz vor und nach dem Tod Ludwig XIV. (1715) zu beleuchten und zu kritisieren. Es mag den damaligen Leser wenig gestört haben, dass die Perser Montesquieus ihre Fremdperspektive eher der Kenntnis der Philosophie eines Descartes, Fénelon, Bayle und Leibniz verdanken als ihrem Orientalismus. Die Originalität des Einfalls wird den Zeitgenossen entzückt haben: Ein fingierter Fremder betrachtet die eigene vertraute Welt und lässt so Bekanntes gleichsam unvertraut und befremdlich erscheinen.

Tatsächlich gelten die «Lettres persanes» (1721, 1754) im allgemeinen als erstes Zeugnis des mit der Aufklärung einsetzenden Kulturrelativismus.

Zwei Jahrhunderte später charakterisiert der Soziologe Karl Mannheim den Fremden als denjenigen, der den Absolutheitsanspruch der Aufnahmegesellschaft fragwürdig erscheinen lässt; mit ihm erlebt die selbstzufriedene Gesellschaft keine automatische Einfügung in ihre schablonenhafte Ordnung. Der Zuwanderer, eigentlich ohne Absicht und allein durch sein Anderssein, macht deutlich, was Mannheim «die Verdeckungsinstrumente

des Alltags» (1929: 43) genannt hat. Der Fremde trägt Spannungen in die Gesellschaft, was zu seiner Ablehnung führt. Diese Ablehnung, so Max Frisch, hat nicht die Verhärtung einer Ideologie, sondern ist eher ein Reflex: «Das Fremde: was man, auch wenn man Vorzüge daran sieht, nicht übernehmen kann und infolgedessen ungern vor Augen hat, weil es herausfordert zur Selbstprüfung. Da ist man empfindlich, und es braucht wenig, dass man, um sich die Selbstprüfung zu sparen, zu Verurteilungen übergeht: Das Fremde als das Schlechte.» (Frisch 1966: 119).

Heute ist die Situation gegenüber der Zeit Montesquieus authentischer geworden: Es gibt in der Bundesrepublik Deutschland bereits eine «Ausländer- und Gastarbeiterliteratur» (vgl. H. Weinrich, I. Ackermann, 1984), deren Eigenständigkeit nicht mehr bestritten wird.

Allerdings hat sich auch der Typ des Fremden gewandelt: Er ist nicht mehr nur der Reisende, der heute kommt und morgen geht, sondern der Fremde, der heute kommt und morgen bleibt. Dennoch ist *der Fremde* in unserer Vorstellung immer noch höchst unbestimmt. Wie erlebt er sein Fremdsein? Welche Erfahrungen macht er, welche Gefühle und Empfindungen hat er? Ist Fremdsein ein Zustand oder ein Prozess, der langsam in Vertrautsein übergeht und wenn es so ist, welche Stationen zeichnen sich dabei ab?

Das sind Fragen, auf die wir Antworten gesucht haben.

2. Ein literarisches Preisausschreiben

Es gehört zu einer Tradition der Universität, ungelöste Fragen durch die Ausschreibung eines Wettbewerbs beantworten zu lassen. In diesem Sinne handelte die Abteilung für angewandte Linguistik der Universität Bern, als sie im Sommer 1984 ein *literarisches* Preisausschreiben[1] lancierte, das sich an Ausländer in der deutschen Schweiz richtete mit der Aufforderung, unter dem Thema: Fremd in der Schweiz..., ihre Erfahrungen in deutscher Sprache aufzuschreiben. In Erweiterung des berühmten Satzes von Max Frisch kommentierte eine Teilnehmerin unser Vorhaben: «Ihr habt Arbeitskräfte gerufen, und es kamen Menschen, die schreiben,» die von sich erzählen möchten, die auf Zuhörer warten.

2.1 Was bedeutet in diesem Zusammenhang das Epitheton «literarisch»?

Es war sicher nicht unser Ehrgeiz, nun ein Schweizer Pendant zur Ausländerliteratur in Deutschland zu stellen, vielmehr versuchten wir, mit dem

1 Die «Literaturkommission des Kantons Bern» sorgte für die finanzielle Unterstützung.

Hinweis «literarisch» jene psychologische Realität des Gefühls zu erreichen, die sich im Schutz von Phantasie und Fiktion leichter aussprechen lässt. Zum anderen wurde damit ein gewisser Gestaltungszwang unumgänglich, der nur durch Distanznahme zum eigenen Erlebnis, zur Verarbeitung von eigener Betroffenheit zu erfüllen war. Würde das gelingen, so könnten die Texte durch ihre «literarische Qualität» umso leichter das Interesse des Lesers erreichen, d.h. das so oft nicht stattgefundene Gespräch zwischen dem Fremden und dem Einheimischen könnte, ohne dass eine Vermittlungsinstanz dazwischentritt, nun endlich Realität gewinnen.

Die weitere Bedingung, die Texte in deutscher Sprache als fremder Sprache zu verfassen, stellte eine ebenfalls nicht geringe Anforderung dar. Allerdings spricht eine Beobachtung von H. Weinrich dagegen. Er geht davon aus, dass gerade die Bedingungen der Fremdheit, denen der Ausländer beim Gebrauch der fremden Sprache unterworfen ist, den Formbetrieb des Schreibens nicht verhindern, sondern eher noch befördern (vgl. H. Weinrich 1982: 10).

2.2 Erste Ergebnisse

Auf unseren Aufruf in den wichtigsten deutschsprachigen Zeitungen der Schweiz erreichten uns rund 120 Texte von 65 Einsendern, die 18 verschiedenen Nationen angehörten. Die jüngsten Teilnehmer waren Schüler zwischen 13 und 14 Jahren, der älteste Einsender war 63 Jahre alt. In den biographischen Angaben finden sich die Berufe: Schüler, Student, Hausfrau, Lehrer, Bibliothekar, Journalist, Verkäufer und einige wenige Arbeiter.

Die Teilnehmer kamen aus folgenden Ländern:

13 Italien	3 Spanien
11 Jugoslawien	2 Türkei
6 Tschechoslowakei	1 Belgien
5 USA	1 Brasilien
4 England	1 Finnland
4 Griechenland	1 Indien
4 Ungarn	1 Irland
3 Holland	1 Tunesien
3 Polen	1 UDSSR
	Total: 65

Stellt man die Gründe zusammen, warum jemand als Ausländer in der Schweiz lebt, so lassen sich fünf Motive erkennen:

- Man lebt in der Schweiz als Gastarbeiter, gezwungen durch die wirtschaftliche Situation im eigenen Land. So die grosse Gruppe der Italiener und Jugoslawen.
- Man gehört zur sog. «zweiten Generation». Ist als Kind von Gastarbeitern in der Schweiz geboren oder hier in die Schule gegangen. Man fühlt sich «eigentlich als Schweizer», wie es in den Texten immer wieder heisst.
- Als «Ausländerin» mit einem Schweizer Pass, so lässt sich der Status der Ehefrauen beschreiben, die mit einem Schweizer verheiratet sind.
- Man ist Emigrant, ein politischer Flüchtling aus Ungarn, Polen, der Tschechoslowakei.
- Man lebt nur vorübergehend in der Schweiz: als Student beispielsweise.

Die Erfahrungen mit dem fremden Land sind nun eng mit diesen Voraussetzungen verbunden, sie färben die Einstellungen zu den Begebenheiten des neuen Alltags.

Besonders die Aussicht auf eine mögliche Rückkehr ins eigene Land bestimmen die Gefühle. Wo diese Aussicht versperrt ist wie bei den Emigranten, erscheint die fremde Welt bedrohlich und bedrängend.

Anders bei den Studenten oder den Reisenden, die nicht gezwungen sind, sich dem Schweizer Alltag einzufügen. Sie leben mit einer «reservatio mentalis», die einer ästhetisch getönten Beobachter- und Zuschauerperspektive gleichkommt. Aus dieser Position lässt sich der Reiz der Fremde noch am ehesten geniessen.

Bestimmen wir die eingeschickten Texte abschliessend durch Eigenschaften ihrer Textsorte, so sind der Ich-Bericht mit abwechselnd erzählerischen und kommentierenden Passagen und das Gedicht mit kurzen, reimlosen Zeilen am häufigsten vertreten, Geschichten mit einem Handlungskern, szenische Spiele und Essays kommen ebenfalls vor, sind für unser Textkorpus jedoch nicht typisch.

3. Überlegungen zu Fragen, worauf die Texte eine Antwort sind

Es war unser Ziel, die Erfahrungen mit der Fremde näher zu bestimmen, wobei wir bei der Anlage des Preisausschreibens implizit davon ausgegangen sind, dass Fremdheit als Selbsterfahrung eines wahrnehmenden Ichs auftritt: Man fühlt sich fremd durch eigenes Erleben, empfindet sich als der, der nicht zu denen da gehört, deren Reden und Tun einem nicht vertraut sind.

Mit Alfred SCHÜTZ möchte ich zunächst eine Bestimmung der Begriffe «Erlebnis und Erfahrung» versuchen: «Erlebnisse, denen das Ich seine Aufmerksamkeit zuwendet, sind durch einen höheren Grad der Bestimmt-

heit und der Abgehobenheit des Erlebniskerns und durch höhere thematische Stimmigkeit des Erlebnisauflaufs gekennzeichnet. Solche Erlebnisse, in denen sich das Ich sozusagen fest engagiert, wollen wir *Erfahrungen* nennen. Kurz: Erlebnisse heben sich im Bewusstseinsstrom ab; Erfahrungen sind durch Aufmerksamkeit ausgezeichnete Erlebnisse.» (A. SCHÜTZ, T. LUCKMANN 1984: 13).

In den vorliegenden Texten der Ausländer vermuten wir also zusammengeschmolzene Erlebnisse, die zu Erfahrungen aufgestiegen und so dem reflektierenden Bewusstsein greifbar geworden sind. Fremdheit erfährt eine erste natürliche Bestimmtheit durch sein Antonym Vertrautheit: Das Aufheben von alltäglichen Vertrautheiten löst Fremdheitsempfindungen aus. Im folgenden werden einige Grundannahmen des alltäglichen Selbstverständnisses herausgearbeitet, um von da aus zu spezifischen Fragen zu kommen.

3.1 Das Alltägliche als das Vertraute

Alfred SCHÜTZ, Schüler von HUSSERL und Vertreter der verstehenden Soziologie, emigrierte 1939 aus Deutschland und hat bis 1959, bis zu seinem Tod, an der New School for Social Research in New York gelehrt. Diese biographischen Daten sind keineswegs gleichgültig für die Wahl seiner Untersuchungsthemen wie auch für seine Aussagen und Erkenntnisse.

Mit sensibler Intensität ist SCHÜTZ der Erforschung von Alltagserfahrungen nachgegangen, wobei er vor allen Dingen zwei Grundannahmen herausstellt, denen wir die Konstanz unserer Weltstruktur verdanken:

- Die erste Grundannahme besteht in dem unbefragten Vertrauen darauf, dass die Welt, so wie sie mir bisher bekannt war, weiter so bleiben wird und dass folglich, der aus meiner Erfahrung gebildete Wissensvorrat sowie die Deutungsschemata weiterhin ihre Gültigkeit behalten werden. SCHÜTZ bezeichnet diese Grundannahme im Anschluss an HUSSERL als die Idealität des «Und-so-weiter.»
- Aus dieser ersten Annahme leitet sich die zweite Überzeugung ab: Frühere erfolgreiche Handlungen können ohne weiteres wiederholt werden. Korrelativ zum «Und-so-weiter» stellt sich die zweite Idealität des «Ich-kann-immer-wieder» (vgl. A. SCHÜTZ 1979: 65).

Zu diesen Garanten unseres Sicherheitsgefühls kommen weitere Axiome, die einer ebenso natürlichen wie naiven Lebenseinstellung entspringen. So nehmen wir als gegeben und fraglos hin, dass neben uns Menschen existieren, mit denen wir uns verständigen können. Nicht allein ein gemeinsames sprachliches Zeichensystem ist dafür notwendig, sondern ebenso sehr auch ein Vorrat an gemeinsamen Erfahrungen. Die Gemeinsamkeiten unserer

Erfahrungen finden nun eine ständige Bestätigung und Verfestigung in der «Wir-Beziehung», einer für SCHÜTZ zentralen Voraussetzung. SCHÜTZ sagt dazu: «Allgemein gesagt ist es also die Wir-Beziehung, in der sich die Intersubjektivität der Lebenswelt überhaupt ausbildet und kontinuierlich bestätigt. Die Lebenswelt ist weder meine private, noch deine private Welt, auch nicht die meine und deine addiert, sondern die Welt *unserer gemeinsamen* Erfahrung.» (A. SCHÜTZ 1979: 97).

3.2 Die «Wir-Beziehung»

Die Wir-Beziehung ist nach SCHÜTZ charakterisiert durch «das Ineinander von wechselseitig einander fundierender Blickwendungen auf das Bewusstsein des gegenüberstehenden Du.» Im Blick des Anderen, vergleichbar mit einem in tausend Facetten geschliffenen Spiegel, von dem mein Ich im Bilde zurückgeworfen wird, erkenne ich mein eigenes Selbst. Dieses Erfassen der Erfahrung des anderen von mir ist ein konstitutives Element der Wir-Beziehung, ja, es macht die Besonderheit der «umweltlichen sozialen Beziehung» überhaupt erst aus. Da mir in der normalen face-to-face Situation, von der Schütz ausgeht, mein Gegenüber in zeitlich-räumlicher Gemeinsamkeit stets mit der grösseren «Symptomfülle» gegenwärtig ist als ich mich selbst wahrnehmen kann, erfasse ich auch seine Einstellungen mit grösserer Aufmerksamkeit. Der Andere ist präsent nicht allein durch das, was er sagt, sondern ebenso sehr auch durch seine Bewegungen, seine Mimik, seine Gesten, durch die Intonation und den Rhythmus seiner Rede und deren Klangfarbe. Alle diese Zeichen stehen der Interpretation zur Verfügung. Schütz kommt zu der Beobachtung, dass die wechselseitige Spiegelung von grundlegender Bedeutung für den Sozialisierungsprozess ist (vgl. A. SCHÜTZ 1979: 96).

Darüber hinaus ist die Wir-Beziehung der Ort, wo die erworbenen privaten Deutungsschemata immer wieder überprüft, beziehungsweise modifiziert werden: «Wenn es sich bestätigt, dass (der Andere) seine Erfahrungen zumindest von solchen Gegenständen, die vor uns stehen, auf ähnliche Weise auslegt wie ich, habe ich einen Ansatzpunkt dafür, dass seine Ausdrucksschemata mit meinen Deutungsschemata jedenfalls für die meisten praktischen Zwecke ausreichend übereinstimmen.» (1979: 97). Diese Übereinstimmung wird immer wieder angestrebt und bildet somit die Basis unseres Vertrautseins mit dem Weltausschnitt, in dem wir leben.

Versuchen wir nun, diese Gedankengänge in Beziehung zur Situation des Fremden zu setzen, so ist festzustellen, dass seine Situation ebenso gekennzeichnet ist durch den Verlust der Grundannahmen wie durch den noch schwerwiegenderen Verlust der Wir-Beziehung. Damit ist das Fundament

der alltäglichen Selbstverständlichkeiten erschüttert. Die neue Situation bekommt alle Züge einer Krisensituation, die eine naive Einstellung zum Leben nicht mehr zulässt, sondern eine theoretische Haltung geradezu erzwingt. Diese Distanznahme ist eine unabweisbare und schmerzhaft auferlegte, die nur durch Annäherung und Anpassung gemildert werden kann.

3.3 Textbeispiel

Mit einem Textbeispiel aus unserem Korpus möchte ich den Vorgang des Versetztseins aus vertrauter Welt in eine fremde Welt veranschaulichen. Die heute in Basel lebende Journalistin Irena BREŽNA schreibt in ihrem Text «Slowakische Fragmente»:

> *«Ich lebte als Kind in der Annahme, dass die Slowaken die echtesten Vertreter der Menschheit seien und das Slowakische die natürlichste Sprache der Welt sei. Alle anderen Völker, nahm ich an, seien wie die Slowaken, nur sprächen sie erstaunlicherweise anders. Die ovale Gesichtsform hielt ich für die einzig mögliche Gesichtsform, die ungezwungene Direktheit für das Menschliche an sich, die ständigen Temperamentsausbrüche für den einzig möglichen Lebensstil, und Menschen, die kein Slowakisch verstanden, schienen mir ausserirdische Wesen zu sein.*
> *Die Erde war slowakisch, und sie drehte sich ruhig weiter. Mit dieser Philosophie kam ich ziemlich lange aus, ohne dass sie jemand angezweifelt hätte.»*

Der Zusammenbruch dieser ebenso natürlichen wie naiven Lebenseinstellung wird im folgenden Textausschnitt geschildert:

> *«Die neue Welt war blank und glatt, sie wies keine vertrauten Ritzen und Spuren auf. Jedes Gesicht und jedes Wort mahnten mich an neue Gesetze, denen ich mit Verachtung, Misstrauen und Unwillen begegnete. Plötzlich war alles anders, die Körperformen der neuen Menschen schmaler und härter, ihre Haltung beherrschter, die Körper wie von einer inneren Achse gehalten, in unsichtbare und undurchdringbare Korsette eingeschlossen. Die Seele dieser Menschen ergoss sich zu meiner Verwunderung nicht über die matschigen Strassen, ich konnte sie jahrelang nicht einmal erblicken, so versteckt hausten sie hinter den Fassaden ... Bald schlug mein Erstaunen in blinde Wut um: Warum sind sie nicht so wie wir? – fragte ich mich in fassungsloser Intoleranz. Ich wankte zwischen Hass und Ohnmacht. Alle Sinne wurden unbrauchbar ... Der Boden schwankte. Ich begriff:* Heimat *heisst* Orientierung.»

3.4 Formulierung der Fragen

Die Texte zum Thema «Fremd in der Schweiz...» sind als Antworten auf die Auflösung der alltäglichen Selbstverständlichkeiten anzusehen. Die erste elementare Grunderfahrung ist die Orientierungslosigkeit. Daran möchte ich auch den ersten Fragenkomplex knüpfen.

- Wie erlebt das Ich die fremde Situation? In welchen Bildern wird sie gedeutet und bewältigt? Geben die Texte Hinweise auf den Verlust der «Wir-Beziehung», auf die damit einsetzende Vereinzelung des Ichs? Welche Gestaltungsformen werden gewählt?
- Folgerichtig daran anschliessend haben wir nach Prozessen der Anpassung zu fragen: Der erste Schritt zur Anpassung, von Alfred Schütz etwas vorsichtiger als «Annäherung» nach dem englischen «approaching» bezeichnet, ist bereits vollzogen, wenn der Fremde mit Referenz auf die Anderen sich selbst als Fremden begreift und seine Aussenseiterposition zu verändern sucht. In der kühlen Sprache der Soziologie haben wir uns diesen Prozess ungefähr folgendermassen vorzustellen: Die kulturellen «patterns» der Aufnahmegesellschaft werden Schritt für Schritt in ihrer Funktionsweise eingesehen und den eigenen mitgebrachten Verstehens- und Handlungsschemata eingefügt, um schliesslich so zu einem kohärenten Verhaltensstil zu kommen mit Deutungsschemata, die mit denen der anderen übereinstimmen.

  Wie nun werden diese Vorgänge aus der Sicht des Betroffenen erlebt und empfunden, und ist die neuerworbene Vertrautheit eine andere als die alte? Geht das Vertrautwerden wieder in eine zweite «naive und natürliche Lebenseinstellung» über oder bleibt eine Warnung, die aus dem Erleben der Relativität unserer Welten heraufdämmert?

4. Selbstwahrnehmung in der Fremde

4.1 Das Vereinzelte Ich

Exemplarisch auf die erste Frage möchte ich einige Gedichte als Antworten zitieren, die jeweils mit etwas verschobener Perspektive auf den Verlust der stabilisierenden Wir-Beziehung eingehen.

Der Spanier Ricardo FERNANDEZ, 1950 in einem kleinen Dorf der spanischen Provinz Léon geboren, kam mit 18 Jahren in die Schweiz, arbeitete 9 Jahre in Fabriken und Berner Restaurants und unterrichtet heute Spanisch an einer Privatschule in Bern. Er schickte uns das Gedicht «Der Emigrant»:

> *(...) ausserhalb deines Landes*
> *sind alle Türen Grenzen,*
> *und du bist nicht mehr du,*
> *sondern dein Pass ist du.*

Da, wo einen niemand mehr kennt, der Zeugnis ablegt für das eigene Ich, übernimmt der Pass, ein amtliches Schreiben, diese Funktion. An jeder Tür

muss nunmehr dieses Dokument vorgewiesen werden, das Dasein allein genügt nicht mehr als Beweis für die Existenz, deshalb: Dein Pass ist du, der Pass ist ich.

Das «Ausserhalb-sein» bleibt noch lange die gefühlte Existenzform, da das «Innerhalb» des Ichs angefüllt ist mit Erinnerungen an die verlorenen Vertrautheiten.

«Heimat» überschreibt der griechische Student X. Armyros sein Gedicht, das die Zeilen enthält:

Ein Gedicht, Wörter da,
wo du hättest sein können,
wenn...
Wo ist die Heimat:
Sie ist
eine Sekunde, bevor du geboren bist,
versunken.
Seitdem
taucht sie immer wieder auf
durch zwei gegenüber stehende Augen,
aber immer
ein Millimeter ausserhalb
von Hier,
eine Sekunde ausserhalb
von Jetzt.

Die mit sich herum getragenen Erinnerungen lassen sich jedoch mit dem neuen Koordinatensystem von Ort und Zeit nicht zur Deckung bringen. «Ein Millimeter ausserhalb von Hier, eine Sekunde ausserhalb von Jetzt.» Die beiden Welten sind nicht aufeinander beziehbar, mit resignativer Geste wird das festgestellt:

«Es bleibt nur der Riss in der Luft
und darin eine rote Wolke.
Liebe? Sehnsucht?
Was kann man damit machen?
Höchstens
ein kleines Bilderbuch
aus der Heimat...»

Heimat und ihre beschworenen Bilder erstarren zur reinen Betrachtung, kleinformatig in ein Bilderbuch gepresst.

In einem anderen Gedicht setzt sich Armyros mit den Forderungen des Neuen auseinander, mit der Bewältigung der Fremde. Das Gedicht ist überschrieben mit «Dann wird es gehen.» In immer neuen Imperativformen werden alltägliche Verhaltensweisen diktiert:

(...) «Gehe nächsten Samstag am Nachmittag in die Stadt,
kauf dir das Nötige für die Woche:
Bauernbrot aus der Migros, Margarine, Waldhonig,
in der linken der Sack,
in der rechten die Zigarette...»

Einige Zeilen weiter heisst es dann:

«Jetzt musst du hart werden
und weich bleiben.
Wenn du hart geworden bist
und weich geblieben,
dann wird es gehen.
Ich meine, so wie der Stein (...)

Weit vorne die Berge,
sanft unter der eingeschlafenen Sonne aufgelöst,
so musst du werden:
weich und hart
wie diese Berge,
dann wird es gehen (...)»

Die hier getroffenen Massnahmen finden in einem Oxymoron ihre Bündelung: zu werden wie ein «weicher Stein.»

Die Erfahrung, sich in den Augen der Anderen als den eher unwillig betrachteten Fremden gespiegelt zu sehen, wird in dem Gedicht des Spaniers Vincent Escriba thematisiert:

«So zu sein wie eine Rose,
die Angst hat aufzublühn,
weil ihre Blätter nicht blutrot
wie deren Nachbars sind.»[2]

Versuchen wir, die in diesen Gedichten liegenden Antworten ohne ihr ästhetisches Mehr noch einmal zu formulieren:

- Die Situation des «Ausserhalb-seins» führt zu der Verwirrung, dass das naive Bewusstsein «Ich bin ich» aufgehoben wird zugunsten einer Substitution «Der Pass ist ich».
- Der Fremde ist derjenige, der mit zwei Perspektiven lebt, die noch schmerzhaft unkoordiniert nebeneinander bestehen. Die Bilder der Erinnerungen drängen sich in das neue «Hier und Jetzt», bleiben aber immer «einen Millimeter ausserhalb von Hier, eine Sekunde ausserhalb von

2 (Die Texte wurden *nicht* korrigiert.)

Jetzt». Erinnerte Vertrautheiten vermögen fremde Eindrücke zu mildern und taugen doch nicht dazu, die neue Situation zu bewältigen. Die nicht mehr funktionierenden Idealitäten des «Und-so-weiter» und «Ich-kann-immer-wieder» müssen ersetzt werden durch bewusste Instruktionen: «Gehe nächsten Samstag..., kaufe das Nötigste..., jetzt musst du hart werden und weich bleiben...»

- Es besteht offenbar ein Unterschied zwischen dem subjektiven Fremdempfinden und dem Bewusstsein, dass die Anderen in der «Wir-Beziehung» mich als den Fremden erkennen und auch fixieren. Um sich diesem Erkanntwerden zu entziehen, verzichtet man auf die volle eigene Lebensentfaltung. «Zu sein wie eine Rose, die Angst hat aufzublühen...», weil sie im Aufblühen immer wieder ihre Andersartigkeit zeigen würde. Doch mit dieser letzten Antwort deutet sich schon die Thematik der Anpassungsvorgänge an, die wir später behandeln werden. Haben wir zunächst Texte befragt, die das vereinzelte Ich in den Vordergrund stellen, so soll jetzt auf die erfüllte oder unerfüllt gebliebene Wir-Beziehung, auf das Phänomen der gegenseitigen Spiegelung eingegangen werden.

4.2 Das Ich und die Anderen

Daniele Mazzoleni wurde 1962 in Bern geboren. Seinen Heimatort gibt er mit Bergamo an. Er gehört zur sogenannten «zweiten Generation». In seinem Gedicht spricht er das Schicksal dieser Generation an, die gleichsam abseits «auf der Bühnenrampe ihrer Gettos» ihre Abenteuer spielt, allerdings fehlen bei diesen Aufführungen die Zuschauer:

> *(...) Wir leben von verbotenen Abenteuern*
> *wie gute Rebellen auf der Bühnenrampe unserer Gettos,*
> *sehen uns die Einheimischen ohne Beachtung,*
> *wenn wir mit unserer Lebensart ihnen im Wege stehen,*
> *richten sie den Zeigefinger auf uns (...)*

Zweimal nimmt Mazzoleni hier Bezug auf die Anderen, die Einheimischen:

Einmal in der Art wie sie die Fremden übersehen, nicht wahrnehmen, ihnen keine Beachtung schenken, zum anderen wie sie ihn als Störfaktor betrachten, der durch seine «Lebensart» den Automatismus des Alltags in Unordnung bringt, der ihnen «im Wege steht».

Die von Alfred Schütz aufgezeigte Interpretation, in der Wir-Beziehung die «Welt unserer gemeinsamen Erfahrung» anzusiedeln, in der es zur Bestätigung von Übereinstimmungen, zu leichten Modifikationen von Deu-

tungsschemata, zur Spiegelung des Selbst im Anderen kommt, kann auf die Beziehung Fremder und Einheimischer nicht übertragen werden. Die «Wir-Beziehung» wird hier in ihrer Bestätigungsfunktion geradezu aufgespart. Sie tritt nur in ihren negativen Spielarten auf als Nichtbeachtung oder in verweisender, tadelnder Zuwendung. Das führt bei den Ausländern, besonders der zweiten Generation, zu der Selbsteinschätzung:

> *«Wir wissen, dass wir anders sind.*
> *Wir sind nicht das, was wir glauben,*
> *Ob hier oder dort.»*

Wir können dieses Fremdheitsempfinden auch als *vermitteltes* auffassen, dem nicht mehr nur das eigene subjektive Erleben zugrunde liegt. Das findet sich bestätigt in einer Aussage von Franco Supino, der 1965 als Sohn neapolitanischer Eltern in Solothurn geboren wurde: «Manchmal fühle ich mich hier nicht fremd, aber andere auferlegen mir, ich hätte mich hier fremd zu fühlen.» «Die Schweiz ist mir nicht fremd, nur ich bin ihr manchmal fremd,» heisst es in einem anderen Text.

Die Italienerin Giovanna Dal Pra kam als Gastarbeiterin in die Schweiz, sie schreibt:

> *«Wir, die Ausländer, werden zum aktuellen Gesprächsthema. Man berichtet von unserer Zunahme, unserer Abnahme. Wir kommen ab und zu in die Zeitung – es folgen Diskussionen, Auseinandersetzungen, Vorschläge zur Bekämpfung dieses Krankheitserregers. Ich wehre mich so gut wie möglich, versuche nicht zu beachten und bleibe unter meinesgleichen.»*

Das «Sich-wehren» wird hier artikuliert mit der letztlich doch ohnmächtigen Geste, die Anderen, die Schweizer ebenfalls nicht wahrzunehmen. So lebt man nebeneinander her, der *Eine* mit dem *Anderen,* der Einheimische mit dem Ausländer, zwischen sich eine Mauer des Schweigens, des Missverstehens, ohne eine Chance des Sich-Kennenlernens.

Es zeigt sich, dass die Wir-Beziehung und ihr Funktionieren an die Voraussetzung gebunden ist, dass sich immer schon irgendwie Vertraute einander zuwenden. Da, wo das nicht der Fall ist, tritt die Wir-Beziehung mit ihrer exklusiven Kraft auf: Wir und die Anderen.

Auffällig an den zitierten Textstellen ist nun auch hier der Einsatz der Wir-Formel: «Wir leben von verbotenen Abenteuern ... wir mit unserer Lebensart ... wir wissen, dass wir anders sind ... wir sind nicht das, was wir glauben ... Wir, Ausländer ...,» und schliesslich: «ich unter meinesgleichen...» Hier tritt das Wir des Gettos auf den Plan mit der gleichen abgrenzenden Funktion: Eine «Wir-Beziehung» wird gegen die andere ausge-

spielt, und da jede ihre eigenen Sicherheiten hat, kommt es nur zur Gegenüberstellung als Bestätigung des Sich-Fremdseins.

5. Wege der Anpassung

Die Antworten der vorangegangenen Texte waren die einer Blockierung, eines Verharrens in der Enge einer vertrauten Welt, die nur die Teilwelt einer grösseren ist. Der Vorgang der Annäherung wird nicht vorangetrieben, weil man Sicherheiten in der Wir-Beziehung einer kleinen Gruppe gefunden hat, die zunächst als ausreichend betrachtet werden.

5.1 Selbstverleugnung und Tarnung

Es ist wohl das Schicksal der ausländischen Frauen, die ihren Männern als Ehefrauen in die Schweiz gefolgt sind, sich der Ambivalenz von Anpassungen besonders bewusst zu sein. In den Ich-Berichten dieser Frauen steht dieses Thema im Mittelpunkt. Beinahe trotzig kommentiert die Engländerin Elaine LERF ihr Erleben, ausgedrückt im grammatischen Wechselspiel von Aktiv- und Passivformen:

> *«Und ich habe mich doch angepasst oder anpassen lassen, oder ich bin angepasst worden.»*

Anpassungsprozesse, soweit sie nicht unmerklich vor sich gehen, werden noch am ehesten mit Lernschritten identifiziert:

> *«Ich habe gelernt, in der Wohnung mit einem leichten Schritt zu laufen, um die Nachbarn vom unteren Stock nicht zu stören. Ich versuche täglich, mit leiser Stimme zu sprechen, sonst kann es vorkommen, dass unsere Nachbarn auf der linken Seite zu viel über uns wissen.*
> *Heute ist mir völlig klar, warum mein Mann, wenn er um 12 Uhr nachts auf die Toilette geht, kein Wasser braucht: Er könnte die Nachbarn wecken.*
> *Ich habe gelernt, nicht mehr so offen und temperamentvoll zu reden ... Wenn ich einmal richtig wütend bin, rede ich lieber mit meinem eigenen Wandspiegel...»*

Das Lernprogramm von Marisa BONANI-ZAGO entwickelt sich mit dem Hinweis auf «die Nachbarn», es besteht aus Rücksichtsnahmen und Verhaltensänderungen. Für jeden hörbar sind die dahinter stehenden Imperative: «Sprich doch leiser, sei nicht so temperamentvoll, nicht so offen, wir sind hier nicht in Italien...». Das Bild der Rose, die Angst hat aufzublühen, taucht wieder auf. Nur im Selbstgespräch, mit dem eigenen Ich als Gegenüber, wird etwas an ursprünglicher Wirklichkeit zurückgewonnen: «Wenn

ich einmal richtig wütend bin, rede ich lieber mit meinem eigenen Wandspiegel.»

Wir merken hier, dass Fremdsein anstrengend ist, dass die fremde Umwelt massregelnd auftritt. Anpassung in Form von Mimikry, dieser Überlebensmechanismus ist aus der Tierwelt bekannt, so interpretiert die Brasilianerin Rosangela PINEL DE FREITAS ihre Erfahrungen:

> *«So fing meine Tarnung an. Eidechserisch. Ich musste mich anpassen und beliebt machen, einfach unauffällig da sein (ja nicht laut auf der Strasse reden). Ich las keine Gedichte mehr, hörte bloss noch ländliche Musik, widmete meine Kräfte und Fähigkeiten der Aufgabe, die beste Hausfrau zu werden – mit Erfolg. Mit zu grossem Erfolg.»*

Die übereifrigen Bemühungen führen in ein privates Fiasko: Der Ehemann beobachtet die Verwandlung einer reizvollen Fremden in eine Schweizerin und damit in etwas sehr Alltägliches und immer schon Bekanntes, das führt zu Enttäuschungen:

> *«Er sass immer stiller da. Nichts verriet seine Gefühle. Ich hätte alles gegeben, diese harte Schale zu zerschmettern, um endlich was Lebendiges herauszubekommen. Ich möchte ihn wenigstens verletzen können. Er war unverletzbar. Übersehen wurde, dass ich einfach nicht mehr die Frau war, die er geliebt hatte, vor lauter Anpassungsfähigkeit (...) Ich verliess ihn nach* seiner Art: *ohne Szene, ohne Gefühlsausbrüche, wortlos.»*

Noch die Trennung geschieht in der Haltung der Mimikry: «Nach seiner eigenen Art». Den Anpassungsvorgängen ist der Verlust des Ichs implizit.

Eine Form der stolzen Selbstverleugnung spricht sich in dem Text der Spanierin Conchita HERZIG aus:

> *«Mit meinen Kindern habe ich seit ihrer Geburt Deutsch gesprochen, was mir viele Vorwürfe einbrachte, aber ich wollte nicht, dass sie dieselbe Qual wie ich durchmachen müssen. In der Schule hatten sie nie Sprachprobleme, kein Mensch vermutete, dass sie eine Ausländerin als Mutter hatten, und das war gut so.*
>
> *Wenn ein Schüler schlecht in Deutsch ist und eine fremdsprachige Mutter hat, entstehen leicht Vorurteile. Der Grund für dieses Ungenügen kann irgendwo anders liegen, aber für den Lehrer ist es meist sonnenklar, woher das Übel kommt.»*

Auch in dieser Antwort findet sich die Formel Anpassung gleich Tarnung: «Kein Mensch vermutete, dass sie eine Ausländerin als Mutter hatten, und das war gut so.»

In Bildern der Privatheit von Familie und Zweierbeziehung werden die Anpassungsvorgänge gedeutet. Doch auch in der überwundenen Form bleibt der Schmerz und das Verletztsein der Betroffenen spürbar.

5.2 Das Ende der Fremdheit

Was nun, so möchten wir fragen, steht am Ende aller Anstrengungen? Wird als Belohnung der Zustand eines neuen Vertrautseins erreicht? Wie sieht das Ende des Fremdseins aus?

Die Texte geben darauf zwei ganz verschiedene Antworten. Sie sollen hier kurz aufgezeigt werden. Die Gewöhnung wird zitiert, die dem Fremdsein die Schärfen nimmt, allerdings bleibt in das Bewusstsein eingeritzt, dass irgendwann einmal eine Amputation stattgefunden haben muss.

So schreibt Franco SUPINO: «Ich habe mich an meinen Zustand gewöhnt. Wie einer sich an eine Behinderung gewöhnen kann, zum Beispiel an einen fehlenden Mittelfinger: Manchmal merke ich, dass ich nicht ganz normal bin, nicht ganz wie ein Einheimischer.»

Die Engländerin Elaine LERF, seit 1958 in der Schweiz verheiratet, deutet rückblickend ihre Anpassung:

> *«Als selbständige Pfadfinderin habe ich mir einen schmalen Dschungelweg durch das bergige Binnenland Schweiz erkämpft. Nicht breit, aber mein eigener. Langsam habe ich gelernt, wann meine englische Mentalität zu brauchen und wann sie zu verstecken war.»*

Sie beendet ihren Bericht mit der gleichnishaften Erzählung:

> *«Vielleicht bin ich wie ein Mensch, der mit einem Geburtsfehler leben muss.*
>
> *Ein Mann mit einer Narbe im Gesicht entwickelt seine Persönlichkeit, findet eine Freundin, eine Stelle. Wenn ein Mädchen ihn ablehnt oder er für einen Job nicht gewählt wird, denkt er: Wenn ich die Narbe nicht hätte...*
>
> *Schwierig wird es allerdings, wenn die Möglichkeit auftauchte, die Narbe loszuwerden.*
>
> *Einerseits gut: Aber andererseits könnte er sich hinter nichtsmehr verstecken. Die Narbe würde ihm fehlen. Die Narbe ist zum Freund geworden.»*

Der Mensch mit der Narbe als der Fremde, der zwar eine Verwundung davongetragen hat, aber dennoch gerade dadurch zu einer neuen Identität gekommen ist.

Das Ende der Fremdheit ist charakterisiert durch Gewöhnung, durch das Annehmen dieses Zustands im Bild einer Behinderung, die entweder nur manchmal fühlbar wird oder aber mit der man paktiert hat: «Die Narbe ist zum Freund geworden.»

Eine zweite und nun wesentlich weiter entwickelte Antwort gibt der Text von Irena BREŽNA. In ihren «Slowakischen Fragmenten» zeichnet sie drei Wege der Annäherung auf. Eigentlich sind es drei eindrucksvolle Bilder, die mit einer ebenso brillianten wie präzisen Metaphorik ausgestattet sind. Ich möchte die Textabschnitte hier vollständig zitieren:

«Drei Wege zeichneten sich vor mir ab. Der erste *lief durch die von Bier, Wein und Heimweh aufgedunsenen Gesichter meiner Landsleute in der Kneipe «Alpenrösli». An Stelle von spitzigen Kieselsteinen und weichem Moos schritt ich über ihre mir so vertrauten Grobheiten und kameradschaftlichen Zärtlichkeiten. Es verband uns der Dunst, der aus unserer Heimat stieg. Unterirdische Leitungen, die zu den Schweizern unterbrochen waren, waren hier intakt...*

Das Verhältnis zu meinen Landsleuten wurde zunehmend das einer Ethnologin. Die wenigen Exemplare die frisch aus dem Ursprungsland kamen, beobachtete ich nüchtern und aufmerksam, und doch wurde ich immer wieder in ihren Bann gezogen und konnte für Momente in der vertrauten Sprache untertauchen. Das ewige Fremdsein strengte an. Ich wollte mich ausruhen...

Der zweite Weg *führte in fremde Gewässer, zur beherrschten Gestik, zum steifen Rücken, zur verzweifelten Verleugnung seiner selbst.*

Viele gaben sich einen Ruck und warfen sich ins Wasser. Bald bekamen sie als Belohnung eine schützende Fettschicht und froren nicht mehr. Sie krochen nicht mehr ans Land zurück, denn sie wollten nur noch schwimmen, und wie alle Fische bedauerten und verachteten sie die Landbewohner. Ihre Füsse wurden zu Flossen. Auch mir schien das Wasser zuzurufen: «Du musst schwimmen, dich abhärten, auch dir wird es gelingen die Wandlung zu vollziehen. Nur der Anfang schmerzt, bald verwächst dir die Nase mit dem Kinn. Die Schuppen sind notwendig, verachte sie nicht, und die verletzlichen Füsse brauchst du nicht. Spring!» Ich sprang und schwamm. Das fremde Meer war undurchsichtig, ich roch nichts mehr, ich fror und fror. Langsam aber machte ich die warmen Strömungen ausfindig und das Meer bekam Balken.»

Der dritte Weg *erscheint in einer Vision: «Ich habe eine Vision. Ich bin ein Pinguin. Auf dem Land watschle ich, und im Wasser schwimme ich elegant. Und wenn ich friere, drücken wir Pinguine uns aneinander. Ich bewohne das Wasser und das Land. Mein Traum bleiben die Lüfte. Ich schwinge die verkümmerten Flügel. Ich weiss, ich war zum Vogel bestimmt. Ich will eine neue Art werden, denn ich muss es werden – das Wasser und das Land werden mir zu eng. Das Darwinsche Gesetz gilt auch für mich. Ich werde «Kosmopolita» heissen, aus der Gattung des «homo cosmopoliticus».*

Aus dem amphibischen Wesen von Fisch und Landgänger schwingt sich, die Grenzen der Lebensräume von Wasser und Erde überfliegend, das Fabelwesen «Kosmopolita» empor.

Damit ist eine Spezies wiederentdeckt worden, die zu früheren Zeiten auf unserer Erde schon heimischer war.

Gemeint ist die «Gattung» der Weltbürger, die sich ausgewiesenermassen in das Zeitalter der Aufklärung zurückdatieren lässt.

Vereinzelt tauchte der Begriff bereits im 17. Jahrhundert auf, im 18. Jahrhundert wurde er zum Schlagwort.

«Me velle civis esce totius mundi non civis oppidi,» mit diesen Worten lehnte Erasmus von Rotterdam das Zürcher Bürgerrecht ab, das ihm Zwingli grosszügigerweise verleihen wollte.

Steht am Ende des Fremdseins die Figur des Weltbürgers, der skeptisch genug ist, sich auf kein neues Einhausen in der Fremde einzulassen, so liegt darin der befreiendste Entwurf aller Anpassungsanstrengungen überhaupt.

Gleich einer Synthese, in Aufhebung von zwei sich widersprechenden Zuständen, arbeitet sich diese Idee als höhere Einheit heraus.

Zeichnen wir den Prozess, der dieser Entwicklung zugrunde liegt, noch einmal nach. In der Textantwort Irena Brežnas finden sich auch die schon bekannten Antworten zusammengefasst.

Vor uns liegen die Wege mit ihren verschiedenen Annäherungsstadien:

Der erste Weg findet sein Ende bereits in der Kneipe «Alpenrösli». Hier findet man den Schutz unter seinesgleichen, die alten Vertrautheiten: «Es verband uns der Dunst, der aus unserer Heimat stieg. Unterirdische Leitungen, die zu den Schweizern unterbrochen waren, waren hier intakt...» Es ist das Ausruhen in der «Wir-Beziehung» der kleinen Teilwelt, das Eintauchen in die vertraute Sprache.

Der zweite Weg wird eingeleitet durch Selbstverleugnung und Tarnung im Lernen der beherrschten Gestik. Hier lag bereits die Antwortgrenze zuvor zitierter Texte. Erst der «Sprung ins kalte Wasser» jedoch treibt die notwendigen Metamorphosen hervor: Veränderungen die sich zu einer vollständigen Verwandlung steigern. Aus dem Landbewohner wird ein Fisch.

Schmerzhaft genau stehen die einzelnen dazu nötigen Eingriffe vor Augen: Die Flossenbildung, das Verwachsen von Nase und Kinn, die Schuppen auf der Haut. Das fremde Wasser ist kalt: «Ich fror und fror».

Den Anfang dieses Weges ist auch der «Mann mit der Narbe im Gesicht» gegangen, doch bleibt er dann stehen, lässt die Wunde verheilen und freundet sich mit ihr an. Sein altes Sein wird nicht zu einem neuen.

Der dritte Weg ist zunächst der einer Vision, aber er ist gewählt in Freiheit, nicht mehr unter Zwang. Er wird begangen mit dem stolzen Bewusstsein: «Ich bin Kosmopolita.» Dem kosmopolitischen Sein öffnen sich die Lebensräume von Erde, Wasser und Luft, ihm eignet die Existenzform des Überall-Zuhause-seins. Die Figur des Weltbürgers ersetzt die Figur des Fremden.

5.3 Die Dimension des Komischen

In unserem Textkorpus findet sich eine Antwortmöglichkeit, die ich nicht unterschlagen möchte, weil in ihr eine Qualität verborgen ist, die eine weitere Perspektive auf das Thema eröffnet.

Literarisch gestaltet und mit der vis comica ausgestattet, spielt uns der absurde Einakter von S. Serdian die Antwort nicht explizit in die Hand, sondern sie vollendet sich erst in uns als die lachenden Empfänger einer komischen Botschaft.

Es handelt sich hier um eine Antwort, die mit den Mitteln der Komödie gegeben wird. Das szenische Arrangement ist kurz erzählt: Der türkische

Millionär Turgut BIRINCI sitzt in seinem Hotelzimmer irgendwo in der Schweiz. Es ist Freitagnachmittag, genau fünf Minuten vor fünf Uhr. Der Millionär greift zum Telefon, wählt eine Nummer und ist verbunden mit Barbara Schübli, ihrerseits Telefonistin im Personalamt einer grossen Bank.

Hier setzt der Dialog ein:

Frl. Schübli: *Ja, Schübli, Generaldirektion. Sie wünschen?*

Turgut B.: *Guten Tag, Fräulein. Mein Name ist Turgut Birinci. Sie haben in der Zeitung inseriert.*

Frl. Schübli: *Ja. Wie war doch der Name? Könnten Sie mal schnell buchstabieren?*

Turgut B.: *Das nicht gerade, aber ich schicke Ihnen gern meine Visitenkarte, falls Sie an meiner Person Interesse zeigen. Ich kenne mich in diesen Dingen schon aus, ich habe meine Erfahrungen gesammelt, und ich wäre bereit...*

Frl. Schübli: *Ja, ja schon recht. Haben Sie eine Aufenthaltsbewilligung?*

Turgut B.: *Wenn Sie wünschen, jederzeit.*

Frl. Schübli: *So.*

Turgut B.: *Dürfte ich Sie etwas fragen?*

Frl. Schübli: *Ja.*

Turgut B.: *Ihr werter Name kommt mir irgendwie bekannt vor. Sind Sie nicht zufällig mit dem Bundes... hmmm, hmmm... verwandt?*

Frl. Schübli: *Doch, ja.*

Turgut B.: *Wir sind nämlich zusammen auf einer Reise gewesen. Er hat so gerne Wasserfälle, das wissen Sie ja auch, und ich konnte ihm einige echte Naturwunder zeigen. Er ist ja ein sehr praktischer Mann...*

Frl. Schübli: *Sie, Herr Ikinci...*

Turgut B.: *Birinci, wenn ich bitten darf.*

Frl. Schübli: *Ja, Herr Ikinci (spricht im Dialekt weiter). Sind Sie schon Schweizer?*

Turgut B.: *Wie bitte?*

Frl. Schübli: *(denkt kurz nach, spricht wieder Hochdeutsch)*
Ich habe Sie gefragt, ob Sie Schweizer sind, Auslandschweizer oder so?

Turgut B.: *Wenn Sie wünschen, jederzeit.*

Frl. Schübli: *Kommen wir also zur Sache. Die Chefin ist zwar abwesend, aber wir beide...*

Turgut B.: *Bestimmt, Ihre Stimme ist mir sehr sympathisch, und wir haben gemeinsame Bekannte.*

Frl. Schübli: *So, ja. Sie sind Schweizer oder Ausländer mit Aufenthaltsbewilligung. Sie sprechen gut Schriftdeutsch. Sie haben auf internationaler Ebene Erfahrungen gesammelt. Sind Sie verheiratet? Ist Ihre Frau Schweizerin?*

Turgut B.: *Wenn Sie wünschen, jederzeit.*

Frl. Schübli: *Also, das versteh ich nun nicht: Entweder sind Sie noch ledig oder aber haben andere Vorstellungen von der Ehe... aber bitte schön, nicht hier bei uns. Sind Sie also...*

Turgut B.: *Aber Fräulein, ist denn da nicht der Massagesalon «West-östlicher Diwan»...????*

Die Komik der Szene baut auf dem Missverständnis einer falschen Telefonverbindung auf. Erst im letzten Augenblick wird auch der Leser ins rechte Bild gesetzt, solange teilt er die Perspektive von Fräulein Schübli und versucht, das Verhalten des Millionärs ins Schema des Normalen zurückzubiegen. Wobei nur die gefliessentlich vorgebrachte Wendung «Wenn Sie wünschen, jederzeit» in dieser Übertreibung Erstaunen und Argwohn erregt.

Dreimal wird sie eingesetzt und zwar immer dann, wenn die jedem arbeitssuchenden Ausländer bekannten Standardfragen, die über sein Schicksal entscheiden, gestellt werden:

– Haben Sie eine Aufenthaltsbewilligung?
= Wenn Sie wünschen, jederzeit.
– Sind Sie Schweizer, Auslandschweizer oder so?
= Wenn Sie wünschen, jederzeit.
– Sind Sie verheiratet? Ist Ihre Frau Schweizerin?
= Wenn Sie wünschen, jederzeit.

Nun verhält sich Fräulein Schübli als Angestellte des Personalamts ganz normal. Auch der Millionär, der ja glaubt, mit einem Massagesalon verbunden zu sein, reagiert im Rahmen dieser speziellen Textsorte durchaus angemessen.

Es ist die Konstellation, auf die beide Gesprächspartner keinen Einfluss haben, die den komischen Kollaps verursacht, der nur mit Lachen quittiert werden kann. Wobei im Lachen ein Stück Wirklichkeit aufgedeckt wird, die sich beschreibt in der stereotypen Formel «Wenn Sie wünschen, jederzeit.»

Hierin drückt sich die masslose Anpassungsbereitschaft eines Menschen aus, der auf jegliche Eigenbestimmung verzichtet. In der vorliegenden Szene lachen wir amüsiert, weil sich am Ende alles als ein Missverständnis erweist, harmlos und banal.

Doch haben wir schon aus anderen Textantworten herausgelesen, dass Anpassungen an die Fremde oft mit der Negation eigener Lebendigkeit einhergehen. Der Druck von aussen macht den Menschen zu einer Marionette, die, «Wenn Sie wünschen, jederzeit,» sich den jeweiligen Bedingungen ebenso mechanisch wie geschmeidig fügt.

Insofern übersteigt die Komik dieser Szene die vorgestellte Situation und verwandelt sich in Tragikomik, die ganz allgemein auf den Fremden und auf sein verlorenes Ich verweist.

6. Schlussbetrachtungen

Welche Gedanken stehen am Ende unseres Dialogs?

Ausgehend vom Konzept Alfred SCHÜTZ haben wir Fragen formuliert, die auf Erfahrungsweisen in der Fremde zielten. Die Textantworten werfen kleine Schlaglichter auf Erlebnisaugenblicke im Prozess des Fremdseins. Sie erhellen verschiedene Stellen einer Skala, die von erster Orientierungslosigkeit und Irritation bis zum Vertrautwerden in der neuen Umgebung reicht. In mehrfacher Gestalt werden uns die Antworten zugespielt: im referierenden Ton des Berichts, in der Dimension des Gedichts, in reicher Metaphorik, im Komödienstil.

Auffällig ist das hohe Potential an Einfallsreichtum, Phantasie und Produktivität, das vielleicht gerade – und nun möchte ich es positiv formulieren – durch die «Chance des Fremdseins» entdeckt und freigesetzt wurde. Da, wo Fremdheit in Alltäglichkeit übergeht, erstirbt nicht nur der Orientierungsimpuls, sondern mit ihm auch das Bedürfnis zum Schreiben.

Wie Schreiben erlischt, darauf macht der Schriftsteller und Philosoph Günther ANDERS in seinem Tagebuch aufmerksam. Nach jahrelanger Emigration kehrt Anders nach Wien zurück und findet dort die Heimat zunächst befremdlich: «Bemerkte beim Eintragen, dass ich das Tagebuch seit zwei Wochen nicht angerührt habe. – Obwohl mir in diesen Tagen nicht weniger Neues vor Augen und Ohren gekommen ist als in den Wochen zuvor. Aber was ich sehe, sehe ich nicht mehr mit Tagebuchaugen. Vielleicht deshalb nicht, weil mir die *Chance der Fremdheit* schon etwas abgeht. Der Hauptgrund ist aber wohl der (...), dass ich wieder in Gang komme. Und wer in Gang ist, ist für den Zustandsbericht nicht der rechte Mann. – Völlig verändert hat sich auch meine Reaktion auf das, was ich sehe. Nicht mehr mit den Fragen, 'so ist das also'? und, 'warum ist es so'? antworte ich auf die Reize, sondern mit der Frage: Welche Stellung habe ich dazu zu nehmen?» (1985: 213). Jemand, der wieder «in Gang ist», stellt keine Warum-Fragen, sondern nur solche, die seine Handlungen in der Wirklichkeit ordnen helfen: Die theoretische Einstellung ist in eine natürliche übergegangen.

Es gilt, die Fremdheit als Chance zu bemerken und zu nutzen.

Universität Bern
CH-3012 Bern

IRMELA KUMMER

Bibliographie (Auswahl)

ACKERMANN, I. (Hrsg. 1982): Als Fremder in Deutschland, München, dtv.

ACKERMANN, I. (Hrsg. 1983): In zwei Sprachen leben, München, dtv.

ACKERMANN, I. (1984): Integrationsvorstellungen und Integrationsdarstellungen in der Ausländerliteratur, in: Zs für Lit.-wiss. und Linguistik, Jg. 14, S. 23–39.

ANDERS, G. (1985): Tagebücher und Gedichte, München, Beck.

FRISCH, M. (1967): Öffentlichkeit als Partner, Frankfurt, Suhrkamp.

GIRTNER, R. (1978): Kulturanthropologie, München, dtv.

SCHÜTZ, A. (1972): Der Fremde, in: Gesammelte Aufsätze II, Den Haag, S. 53–69.

SCHÜTZ, A. (1979, 1984): Strukturen der Lebenswelt, Bde 1, 2, Frankfurt, Suhrkamp.

SCHÜTZ, A. ([2]1981): Der sinnenhafte Aufbau der sozialen Welt, Frankfurt, Suhrkamp.

SOMMER, M. (1984): Fremderfahrung und Zeitbewusstsein, in: Zs für Philosophische Forschung, Bd. 38, S. 3–18.

THEUNISSEN, M. (1977): Der Andere. Studien zur Sozialontologie der Gegenwart, Berlin, New York, de Gruyter.

WEINRICH, H. (1982): Vorwort zu: Ein Fremder in Deutschland, München, S. 9–11.

WEINRICH, H. (1984): Gastarbeiterliteratur in der Bundesrepublik Deutschland, in: Zs für Lit.-wiss. und Linguistik, Jg. 14, Heft 56, S. 12–22.

WEINRICH, H. (1985): Wege der Sprachkultur, Stuttgart.